

Die Heimat für eine neue verlassen

Es ist so eine Sache mit der Liebe: Was ist man dafür bereit, auf sich zu nehmen? Was geht in denen vor, die aus Liebe oder anderem Grund die Geborgenheit des Vertrauten aufgeben und das Wagnis, neu anzufangen, eingehen?

HENNING VON VOGELSANG

RUGGELL. Im «Kulturtenn» des Kiefer-Martis-Huus hatten sich am Mittwochabend Interessierte eingefunden, die das Thema «Heiratsmigration» aus eigenem oder familiärem Erleben kennen oder die wissen wollten, was es damit im Einzelnen auf sich hat.

Ein recht radikaler Einschnitt

Für die derzeit laufende Ausstellung «Aus Liebe Fremd» haben Frauen, Männer und Paare über ihre Erfahrungen mit dem Heiraten über Grenzen hinweg erzählt; Auszüge aus den Interviews sind in der Ausstellung zu hören. An diesem Abend sprachen einige von ihnen mit dem Leiter des Hauses, Johannes Inama, über die Wege ihrer Liebe, die Hindernisse und Ängste, über Glück und Leid in der Fremde oder in der neu gewonnenen Heimat. Die Veranstaltung war Teil des Begleitprogramms zur aktuellen Ausstellung unter dem Motto: «Wenn ich gut drauf bin, habe ich zwei Heimaten, wenn ich schlecht drauf bin, habe ich gar keine.» Ein Satz, der treffender nicht

sein könnte, wenn es um die Beschreibung der seelischen Befindlichkeiten geht, mit denen diese Mitmenschen zu tun hatten und haben.

Was und wo ist Heimat?

Einige wollten oder konnten dann schliesslich doch nicht kommen und erzählen, sagte Johannes Inama. Umso mehr freute er sich, als Gesprächspartnerinnen Helene Näf, Gertrud Kohli und Vlado Franjevic begrüssen zu können. Ebenso Gabriela Köb vom Haus Gutenberg, in welchem am Dienstagabend zwei Paare in ähnlicher Weise zum Thema Heiratsmigration zu Wort kommen werden. Was denn Heimat für sie sei, fragte der Gesprächsleiter einleitend die drei Gäste am runden Tisch, und erwartungsgemäss fielen die Antworten unterschiedlich aus, denn Herkunft, Kindheit, Lebensverlauf und anderes sind ebenso unterschiedlich. Während Helene Näf Heimat als Ort definiert, an dem sie sich wohlfühlt, und das ist das Rheintal, beantwortete Gertrud Kohli dies mit einer Schilderung ihres ereignisreichen und nicht immer



Helene Näf, Gertrud Kohli, Johannes Inama und Vlado Franjevic (v. l.).

Bild: Daniel Ospelt

einfachen Lebens, das schliesslich im Heimatort Ruggell in einen von Zufriedenheit gekennzeichneten Lebensabend mündete. Beide Frauen haben oft auch um ihre Position kämpfen müssen, sei es als Doppelbürgerin, «Eingeheiratete» oder damals noch weitgehend stimmlose Frauen, die es von woanders her bereits viel demokratischer

und offener gekannt hatten.

Mutig und positiv eingestellt

Sie schilderten ihren persönlichen und beruflichen Werdegang mit allem, was sich währenddessen oder in der Folge abgespielt hat, wussten Heiteres, Versöhnliches, Bitteres und oft genug auch Persönliches und Schweres zu berichten. Auch Vlado Franjevic

die Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichten der Erzählenden auch ein ungeschmücktes Spiegelbild der liechtensteinischen Wirklichkeit, fernab jedweder Beschönigung und vor allem die materialistische Wohlstandsgesellschaft nicht einfach hinterfragend, sondern klar als fragwürdig aufzeigend. Authentische Erlebnisse dieser Art über Jahre hinweg: Das lässt sich nicht mehr beschönigen. Trotzdem sind alle heimatverbunden und machen nichts madig, wie es oftern als kritische Beleuchtung daherkommt.

Das Wichtigste ist der Mensch

Die beiden Erzählerinnen und Vlado Franjevic hatten trotz auch mancher Parallelen auf jeden Fall eines gemeinsam: Ihre Erfahrungen in der Fremde, sei sie hier oder nicht hier, erlebte Anfeindungen und Neider, Chauvinisten und Wegseher hierzulande wie im Ausland – dagegen warfen sie alle drei durch die Art, wie sie bisher durchs Leben gingen, eine Lebensmaxime in die Waagschale: Das Wichtigste ist der Mensch. Wer so die Waagschale zum Positiven ausfüllt, ist nie ein Verlierer

gewährte im Gesprächsverlauf mehr und mehr Einblick in seinen Lebensweg, der zwar nicht typisch für den der beiden Frauen und vieler anderer aus unseren Breiten ist, andererseits aber auch eine durchaus nicht so seltene Realität widerspiegelt, wie man zu meinen glaubt, weil sie fernab des liechtensteinischen Alltags verlief. Überhaupt waren